Dir wie mir.

Wie Frau John Ritsch die zweite Serie ihrer Miether los wird.

Mister Editer!

Des sörft Ihne grad Recht, Mister Editer, yes Sor, grad recht g'schieht's Ihne, daß Ich so en Fuhl aus Mir gemacht hen!

Also, Ich hen Ihne doch geschriiwwe gehatt, daß Ich de Sauermäsch-Tschäht, de Hesse-Hannes un de Deinameit-Dick als möblirte disgeist zu der Tschentelmänner Alti geschickt hen, for die gerörnischte Rooms ze rente, un daß Ich dann nach Chicago fein.

Well, Mister Editer, am Mittwoch Morchens sein Ich vun Schikago fort und sein gestern, Donnerstag, Morche, in New York oder eigentlich Brooklyn, areivt.

Ich haß Schurpreises, Mister Editer, un „Was Du nit willst, daß man Dir thu, des füg aach kenen Annern zu, — wann aach die Schwalbe heimwärts ziehn," hen Ich Mir gedenkt un hen die Alti telegräffisch Nohtiß vun Meiner Arreiväl zukimme loße.

Wie Ich heimkummen un Mich gefreut hen, wieder bei der Fämili ze sei — de ganze Weg hen Ich immer an die Fämili un an die Alti un lauter so annere Sache denke müsse — da, denke Sie blos, Mister Editer, sitzt die Alti mit dem Sauermäsch-Tschäht, wo unner dem Name vun Mister Morrison e Inhäbitänt un Roomrenter vun Mir is; mit dem Sauermäsch-Tschäht sitzt die Alti zesamme an dem Deininggroomtäble, un Ich hen deitlich genohtitzt, daß sie verschrocke sein, wie Ich nigekimme bin.

Awwer als e Tschentelmän hen Ich Mir nix merke lasse. Die Alti hot glei geordert, daß Breckfescht for Mich uffgetrage werd, un Ich hen Mich higesetzt, for ze esse.

Der Sauermäsch-Tschäht is als setze geblliwwe.

Ich hen es aach deitlich genohtitzt, daß die Alti so Aage an ihn higemacht hot. Un der Sauermäsch-Tschäht, der falsche Kerl, hot aach ganz schamlos un offekundig füß gethan zu der Alti. Er hot sie e Paar mal, wan er gedenkt hot, Ich thät's nit sehe, ageblingelt un lauter so Sache.

Well, Mister Editer, „De Gastibus" i snit „Disputandibus", wie die Studente in der alte Kontri sage, awwer als Ehremann derf mer so Sache nit soffern, obwohl of course, Ich trau ja der Alti, awwer mer darf nit ze viel Tschänses gewwe.

Konsequentli hen Ich mit'n Sauermäsch-Tschäht, wo sich nachher empfohle hot, weil er in sei Wall Striet Affis hätt gehn müsse (er is, wie Sie wisse, in Wirklichkeit Bartieper beim Tschalli) e ernstes Wort gesprochen un hen ihm höflich awwer deitlich gesagt, daß, wann er noch emol sei scheffes Gesicht in Mein Haus zeige, wann er noch emol mit seine krumme Bein üwwer die Schwell vun Meiner Thür steppe tät, Ich ihm alle sei geehrte Knoche im Leib korz un klei haue un kiseits de Flor mit ihm wipe thät. Den tschentel Hint hot er genomme un hot sei Träps glei mitgenomme.

Ich sei purposli derheim gebliwwe. Ich hen so e Eidie gehatt, es thät noch was häppne.

Richtig! Zum Dinner erscheine der Hesse-Hannes un der Deinameit-Dick.

Der Hesse-Hannes, wo sunscht meistens full is un aach erer Mixtscher vun Lager un Ale, Whisky un Kautabak schmeckt, hot offebar e Lemonpiel uffgetschubt gehott un hot konsequentli nach Lamonäd geschmellt. Er hot e Ros im Knopfloch gehott, wo er der Alti üwwerreicht hot.

Der Deinameit-Dick hot e Bändche Poems, verfaßt un im Selbstverlag erausgewwe vun eine Sonntagsschul-Tietscher, mitgebracht un der Alti feierlichst un unner wahrnehmbaren verschämte Erröthe überreicht.

„Die hawwe die Kränk gekriegt," hen Ich Mir gedenkt.

Jetz is awwer erst losgegange, Mister Editer, wie is es möglich, daß e Frau, wo so en Mann hot, wie Mich, wo einiges for die Fämili thut, un wo üwwerhaupt, well, Ich meen, wo so gut is, un wo nie nit un — es is meistens nit wahr, was Mei Enemies sage wege Weibsleit un so Sache, im Gegentheil, Ich kann es nit achte — wie kann so e Frau so ätte? Noch derzu in ihr'm Alter. Un wo Wir doch Kinner hawwe!!?

Des heißt, of course, die Alti is ja all right, all right genug, awwer Ich hen es selwer gesehe. Sie hot dem Hesse-Hannes zugetuschelt un hot — yes, Mister Editer, Sie thäte es nit glaabe, wenn's Ich Ihne nit sage thät, sie hot sich unnerm Tisch die Hand drücke losse, un Almonds hot sie zum Dessert gehott un hot Vielliebche gegesse mit dem Hesse-Hannes un dem Deinameit-Dick.

Well, des hätt Ich Alles noch stände könne, Mister Editer, awwer wie der Deinameit-Dick nach dem Zopper zu der Alti mit eme verliebte Blick uff Inglisch gesagt hot: „Misses Ritsch, Ich häppepn tei schmales Tschänsch ze hawwe, wolle Sie Mich mit eme Tenspot obleitsche?" un die Alti ihm werklich mit eme süße Blick de Zehner gegewwe hot, da war es, wo Ich die Lein gezoge hen.

Neber meind, was Ich zum Hesse-Hannes un dem Deinameit-Dick gesagt hen, Mister Editer, awwer finf Minute druff war'n sie raus aus 'n Haus.

Un dann war es, wo Ich en Fuhl aus Mir gemacht hen, bei der Alti Vorwürf mache ze wolle.

Sie hot nämlich blos gesagt: „Tschellosie is e Gäm, wo Zwei dra spiele könne. Denk an die Misses Fitzsniggle! So schmart wie Du bin Ich aach."

Un dann hot es sich erausgestellt, daß die Alti es Alles gemerkt gehatt hot, weil sie mein konfidentschell Letter geprint hawwe.

Deswege geschieht es Ihne aach ganz recht, daß Ich en Fuhl aus Mir gemacht hen.

Ihne des Nämliche wünschend,
Mit Rigards
Yours
John Ritsch, Esq.

Eine Stiftung aus dem dreißigjährigen Kriege.

Man berichtet aus Gießen vom 9. Juni: Eine geschichtlich interessante Erinnerung an den 30jährigen Krieg wird alljährlich am heutigen Tage durch die Vertheilung einer milden Stiftung in der Stadtkirche zu Gießen wachgerufen. Bei den Pfarrakten der Kirche befindet sich eine Urkunde von 1635, in welcher der Kanzler Antonius Wolf v. Todenwart ein Kapital stiftete, aus dessen Zinsen jährlich 50 Gulden und 7 Goldgulden zur Vertheilung kommen sollen. Es war während des 30jährigen Krieges. In der Schlacht bei Nördlingen (6. September 1634) war das schwedische Heer fast vernichtet worden und der Kurfürst von Sachsen schloß mit dem Kaiser den Frieden von Prag am 30. Mai 1635. Auch für Hessen-Darmstadt war es von größtem Interesse, in diesen Frieden eingeschlossen zu werden. Der Landgraf hatte als Gesandter den Kanzler und Geheimen Rath Dr. Antonius Wolf v. Todenwart von Gießen mit den Unterhandlungen betraut. Während dieser abwesend war, wurde seine Frau krank und verstarb kurz darauf, doch wurde beides auf Befehl des Landgrafen dem Gesandten bis nach Abschluß des Friedens verheimlicht. Zum Andenken an seine verstorbene Gattin, eine geborene v. Beck, stiftete nun Todenwart ein Kapital in liegenden Gütern, aus dessen Zinsen jedes Jahr am Sterbetage und in der Sterbestunde seiner Frau, nämlich am 10. Juni, Morgens zwischen 5 und 6 Uhr, den Hausarmen 50 Gulden in der Stadtkirche zu Gießen vertheilt werden sollen. Mit bestimmt vorgeschriebener Formel muß vorher von der Kanzel auf diese Vertheilung aufmerksam gemacht werden, damit sich auch die Armen vorher rechtzeitig anmelden können. Wer dieses unterläßt, oder wer zur bestimmten Stunde nicht in der Kirche sich einfindet, bekommt nichts. Bei der Vertheilung sollen anwesend sein: der Superintendent, der Stadtpfarrer, der Bürgermeister, der Stadtschultheiß und der Kastenmeister (Rechner). Diese sollen vor der Vertheilung, etwa um 4 Uhr früh, in der Kirche erscheinen und die Stiftungsurkunde mit Aufmerksamkeit durchlesen, damit deren Bestimmungen pünktlich befolgt werden. Sie erhalten für ihre Mühe, nach dem Willen des Stifters, wie es in der Urkunde heißt: „außer Gottes Dank jeder einen Goldgulden, der Superintendent aber deren zwei." Wer fehlt, erhält nichts, sein Theil wird unter die Erschienen vertheilt. Wird gegen irgend einen Punkt der Stiftung gefehlt, so kann diese von der Familie v. Todenwart nach Marburg oder Darmstadt verlegt werden. Es hat sich der alte Brauch bis heute unverändert der Urkunde gemäß erhalten. Allerdings sind die Beträge, die jeder Arme erhält, immer kleiner geworden, denn die Bedürftigen haben sich mit dem Größerwerden der Stadt vermehrt, während der zur Vertheilung kommende Betrag derselbe geblieben ist.

Ein langwieriger Proceß.

Ein Prozeß, der länger als drei Jahrhunderte dauert, das ist doch endlich einmal ein Record! Die französischen Gemeinden Avanchers und Douch, die auf den Bergen große Weideplätze und von der Forstverwaltung abhängende, schlecht abgegrenzte Terrains besitzen, hatten im Jahre des Heils 1558 wegen eines Theils dieser Terrains, die jede dieser beiden Gemeinden für sich beanspruchte, einen Prozeß angestrengt. Die Justiz schien es damals ebenso wenig eilig zu haben wie in unserer Zeit, denn der Prozeß schleppte sich in zahllosen Instanzen bis — man höre und staune! — zum Februar 1902 hin. In jenen Tagen machte endlich ein Dekret des Präsidenten der Republik dem ehrwürdigen Streit, mit dem kein Gericht fertig werden konnte, ein Ende. Auf Grund jenes Dekrets werden jetzt — es sind, wie man sieht, inzwischen wieder zwei Jahre vergangen — Die Herren Berand und Gornier von der Forstverwaltung, in Gesellschaft von Abgeordneten der interessirten Gemeinden, die Grenzabsteckung vornehmen. Hoffentlich werden sie noch in diesem Jahrhundert damit fertig!

Der Brand.

Skizze von Paul Brulat.

Das Gesicht nach Osten gewendet, schlief der Kaid Abdel-Ben-Amar platt auf dem Bauche, auf den todten Blättern liegend, in dem ungeheuren Walde von Aim-Drahm, der den ganzen Norden der Kroumirie bedeckt. Er kam zu Pferde von Saikaras und begab sich nach Tunis. Damals verband noch kein Weg die beiden Städte. Seit dem Sonnenaufgang hatte er sechzig Kilometer durch Gestrüpp und unbebaute Erde unter einem feurigen Himmel zurückgelegt. Endlich war er in der Mitte des Waldes von Aim-Drahm abgestiegen, um sein erschöpftes Pferd ausruhen zu lassen, und hatte sich selbst, vor Müdigkeit zusammenbrechend, am Fuße einer Eiche schlafen gelegt. Man befand sich gerade im Monat Juli. Es mochte gegen zwölf Uhr Mittags sein. Eine erdrückende Hitze zitterte unter der eintönigen Klarheit des Himmels. Ein brennender Sirokko trocknete die wilden Gräser aus. Ueberall herrschte ein tiefes Schweigen, das nur von Zeit zu Zeit von dem heiseren Schrei eines Raubvogels unterbrochen wurde, der durch die hohen Eichen flog.

Seit über einer Stunde lag der Kaid in schwerem Schlummer, sein Gewehr ruhte an seiner rechten Seite. Dicke Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn. Sein Turban, den er aufgeknüpft, lag an der Erde, wickelte sich wie eine Schlange um seinen Kopf und ließ seinen glattrasirten Schädel frei, auf dem man die einzige lange, steife Haarflechte, die die Muselmanen tragen, bemerken konnte. Neben ihm stand, mit abgenommenem Sattel und mit dem Zügel an einem Baumstamm festgebunden, sein Pferd, ein prächtiger Renner, der allen Anstrengungen siegreich widerstanden und mit erhobenem Kopfe, schaumbedecktem Munde und jetzt noch rauchendem Fell, mit den Hufen stampfte.

Eine ungeheure Einsamkeit umgab sie. Plötzlich stieß das Pferd ein langes Wiehern aus; der Kaid erwachte und richtete sich jäh auf seinem Sitze auf. Er betrachtete sein Pferd und suchte sich dessen Benehmen zu erklären. Das Pferd stampfte heftig und bemühte sich den Zügel, der es festhielt, zu zerreißen. Seine blutrothen Nüstern weiteten sich; es wieherte noch immer und richtete auf seinen Herrn traurige und ängstliche Blicke, als wollte es ihn vor einer drohenden Gefahr warnen.

Abdel-Ben-Amar ergriff sein Gewehr, legte den Finger auf den Hahn und erwartete, plötzlich aus dem Gestrüpp eine Bande Mörder auftauchen zu sehen. Doch plötzlich, als er sein für das geringste Geräusch geübtes Ohr spitzte, vernahm er ein entsetzliches Angstgeschrei, von Araberweibern ausgestoßen, das in immer kürzeren Zwischenräumen wiederholt wurde. Das Echo warf die Laute zurück, die den Wald erfüllten, und immer lauter ertönte der Ruf:

„Elfa, Elfa! Feuer, Feuer!"

Der Kaid erbleichte. Er kannte die schreckliche Gefahr, den gräßlichen, fast unvermeidlichen Tod, der ihn bedrohte. Wenn sich der Wald in dieser Jahreszeit, in der glühenden Julihitze, einzig und allein durch die Wirkung des brennenden Bodens, in diesen großen afrikanischen Wäldern von selbst entzündet, so überträgt sich das Feuer in einem Augenblicke mit der rasenden Schnelligkeit eines im schärfsten Tempo fahrenden Expreßzuges — Dank den vom Winde umhergesprühten Funken — von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch. Das Feuer überzieht dann ungeheure Flächen und legt Alles, die Eichen, die Hütten, die Menschen, die Thiere, die Pflanzen, in Asche; der ganze Wald verwandelt sich in eine Staubwüste, die der erste Sturm verweht.

Schnell stürzte Abdel-Ben-Amar auf einen benachbarten Hügel und kletterte auf die Spitze eines Baumes, dessen Wipfel alle anderen überragte. Er wollte sich erst über die Sachlage klar werden, die Fortschritte des Brandes übersehen, um zu untersuchen, nach welcher Richtung er fliehen mußte. Und als er die Blicke umherschweifen ließ und angstvoll nach allen Richtungen blickte, bot sich ein entsetzliches Schauspiel plötzlich seinen Blicken. Zehn Meilen weiter nach Westen zu rückte ein finsterer Sturm, der die ganze Himmelswölbung bedeckte, zusehends in dicken Rauchwolken näher, die von Zeit zu Zeit von heftigen Lichtern unterbrochen wurden. Ein fortwährendes, unbestimmtes, unklares Grollen erfüllte den Horizont wie der ferne Lärm eines sturmgepeitschten Meeres. Der Kaid erkannte, daß er keinen Augenblick zu verlieren hatte.

Er stieg ab, sattelte wieder sein zitterndes Pferd, sprang hinauf und stürzte mit rasendem Galopp durch den Wald; mit wüthender Eile entfloh er vor dem Brande, dessen entsetzliche Hydra ihn verfolgte.

Er hatte ungefähr 35 Kilometer zu durchreiten, bevor er sich gerettet glauben durfte. Da er die Schnelligkeit des Feuers nach der Schnelligkeit des Windes berechnete, so mußte er diese Entfernung in weniger als einer Stunde zurücklegen, um dem Tode zu entgehen. Ein kalter Schweiß bedeckte sein Gesicht, heiße Schauder durchliefen ihn von den Fersen bis zum Nacken. Er beschleunigte seinen Ritt, während die Eichen gleichsam hinter ihm flohen, und stieß jetzt ebenfalls mit entsetzenersticken der Stimme, um sein Pferd anzutreiben, den Schreckensschrei aus, der nun von allen Seiten widerhallte: „Elfa, Elfa!"

Um ihn her rettete sich Alles; Alles stürzte ebenfalls in wilder, verzweifelter Flucht davon. Männer, Greise, Frauen mit Kindern auf den Armen zerstreuten sich nach allen Richtungen und stießen dabei ein entsetzliches Geschrei aus. Die meisten waren mit Packeten beladen, mit den kostbarsten Gegenständen, die sie hatten mitnehmen wollen, doch sie ließen sie unterwegs fallen, um schneller vom Fleck zu kommen. Eine Mutter ließ ihr Kind im Stich und nahm, von dieser Last befreit, ihren wilden Lauf durch den Wald wieder auf. Die Lastthiere, die Pferde, die Esel, die Maulthiere, die Rinder, die sich aus den Ställen befreit, flohen ebenfalls nach allen Richtungen. Schaaren von Vögeln flatterten ängstlich umher. Die wilden Thiere schossen wie rasend hin und her.

Er raste noch immer weiter und immer weiter durch den öden Raum. In wüthendem Galopp stürmte sein Pferd dahin, sprang über hohe Dornenbüsche, über Gräben, sank in Schluchten ein, riß sich an den Dornen die Füße blutig und stolperte und strauchelte bei jedem Hinderniß. Er drückte immer stärker mit seinen nervigen Lenden, drehte dem Thiere den Zaum im Munde herum und bohrte ihm die Sporen in die blutenden Seiten.

Indessen raste der Brand mit immer größerer Schnelligkeit und holte ihn ein. Schon erhob sich hinter ihm Angstgeschrei. Die Hitze nahm zu; der Sirokko, der den Odem des Todes mit sich führte, wurde immer glühender. Knistern ließ sich vernehmen, das immer näher und näher kam.

Von Zeit zu Zeit blickte der Kaid zurück; er fühlte, daß er verloren war. Von Minute zu Minute nahm der Sturm an Wuth zu. Vom Winde gepeitscht, schossen brennende Pflanzen über seinem Haupte dahin. Todte Blätter, Strauchwerk und Bäume entzündeten sich vor seinen Augen. Der Brand begann, ihn auf allen Seiten einzuschließen, und ein Feuerkreis bildete sich um ihn. Von Rauch und Flammen verfolgt, ritt er immer weiter und weiter, ohne etwas zu unterscheiden, von einer immer dichter werdenden Wolke geblendet und von schwarzen Schatten eingeschlossen, die hier und da jähe Lichter unterbrachen. Er stürzte mit schwindelnder Hast durch die dicken Rauchwirbel, trieb sein Pferd zu verzweifelter Eile an und suchte dem Brande zuvorzukommen. Kaum zehn Kilometer trennten ihn von einem Dorfe, das außerhalb des Waldes lag. Wenn sein Pferd nur noch einige Minuten aushielt, war er gerettet.

Doch plötzlich stieß der Kaid einen schrillen Schrei aus. Sein Pferd war an einem Hinderniß gestürzt, Beide waren zur Erde gefallen.

Abdel-Ben-Amar erhob sich. Er betrachtete seinen Renner, der mit gebrochenen Beinen dalag und mit den halb erloschenen Augen blinzelte. Da streckte er die Arme zum Himmel aus und erwartete in der Stellung der betenden Muselmanen den Tod.

Die weiße Fahne.

Aus Tokio vom 19. Mai wird geschrieben: Hiesige Blätter berichten übereinstimmend über folgenden Vorfall: Bei der Abfahrt eines Truppentransports standen zwei Engländer mit einer Dame am Bahnhof und riefen lebhaft „Banzai!" mit. Als der Zug sich in Bewegung setzte, befestigte einer der Gentlemen sein Taschentuch an seinem Spazierstocke und wintte hinter den abziehenden Kriegern her. Da trat ein japanischer Jüngling auf die Fremden zu und sagte:

„Thun Sie doch das Taschentuch fort; es gehört sich nicht, japanische Truppen mit einer weißen Fahne zu begrüßen!"

Der Engländer nahm sein Taschenmesser, schnitt sich in den Finger und ließ das Blut auf das Taschentuch laufen. Dann schwenkte er das Tuch von neuem in der Luft, indem er erklärte: „So! Jetzt ist es keine weiße Fahne mehr!" und schrie weiter tüchtig: „Banzai!" Der junge Japaner war ganz still geworden, und die Menge blickte mit unverhohlener Bewunderung auf den Fremden.

Nasenkorrektur.

Wie erfinderisch ist doch der menschliche Geist, der Natur nachzuhelfen, sie zu verbessern! Was sind alle Schminken und Salben, alle die kleinen gewöhnlichen Mittelchen, mit denen man sich schöner macht, gegen das allerneueste Kunststückchen, dessen Bedeutung uns die Annonce einer großen Pariser Frauenzeitschrift enthüllt: „Apparat, die Formen der Nase beliebig zu modifiziren. Nasen werden schmaler und kleiner gemacht. Modelle auf Verlangen zur Ansicht." So wird der Toilettentisch der Frau um einen neuen Apparat bereichert werden, der ähnlich dem Korset, „schmaler und dünner macht". Was für ein Unglück für den köstlichen Cyrano de Bergerac, daß zu seiner Zeit diese Erfindung noch nicht existirte.

Ihre Auffassung.

„Zu meiner neuen Winterjacke brauche ich unbedingt ein neues Kleid." — „Kind, Kleider und immer wieder Kleider. Hast Du denn gar keinen Sinn für etwas Höheres?" — „Höheres? Ja, Männchen, ich brauch' auch einen Hut!"

Festessen im Dunkeln.

Die neueste Mode einer seltsamen Tischunterhaltung, die von Paris und einigen Schweizer Städten aus geschaffen worden ist, besteht darin, seinen Gästen ein Essen, wenn auch nicht im tiefsten Dunkel, so doch wenigstens im Finstern oder Halbdunkel darzubieten. Die Eingangsgerichte und die Suppe werden wie gewöhnlich bei strahlender Beleuchtung aufgetragen; dann geht plötzlich zum höchsten Erstaunen der nicht eingeweihten Gäste das Licht aus. Jetzt öffnet sich die Thür und die Diener bringen glänzend erleuchtete Schüsseln herein, die den Fischgang enthalten. Jeder der Gäste nimmt sich nun zugleich mit seiner Portion einen der Leuchtkörper, und wenn Allen vorgelegt worden ist, sind blitzende Funken überall verstreut und ein feenhafter Anblick bietet sich dar. Werden zum Beispiel Hummern gereicht, so ist etwa das elektrische Licht am Kopfe des Thieres angebracht und ergießt dunkel glühende, röthlich beschattete Strahlen über den Tisch. Die höchste Schönheit aber entfaltet sich, wenn das Eis kommt. Gewöhnlich wird ein gewaltiger Vogel oder ein anderes Thier, ein Korb oder ein Füllhorn, kurz eine Form, die aus Eis gemacht ist, in den Saal gebracht. Ist jeder Gast bedient, so erlischt das Licht und einzelne Lichter auf den Tellern schimmern durch den Raum. Wenn Erdbeereis aufgetragen wird, dann haben die Leuchtkörperchen die Form und röthliche Färbung der Beeren selbst oder das zarte Weiß ihrer Blüthen. Die kleinen leuchtenden Gegenstände werden den Gästen überreicht und erzeugen eine allerliebste Wirkung. In einem großen Schweizer Gasthof, in dem das Eis täglich so dargeboten wird, hat man als hübschesten Auspuß dem Eis die Form eines Schweizerhauses gegeben, das zunächst von vielen Lichtern umstrahlt ist. Doch mit den Eisportionen erlöschen die Lichter und ersterben, bis schließlich das Häuschen im Dunkel versinkt auf dem unsichtbaren und verfinsterten Tische. Sehr beliebt ist für die Anrichtung des Eises auch eine Polarscene, in der sich hohe Eismassen aufthürmen, das elektrische Licht bläulich kalte, fahle Widerscheine darüber wirft und den bekrönenden Schnee weiße Eiscreme bildet. Ein paar in den Höhlen des Eises ruhende Porzellanthiere geben diesem ganzen Kunstwerk noch eine lebendigere Wirkung ....

Auch richtig.

Lehrer: „Sag' mir einmal, Fritze, wo sitzt denn die Nase, in's Gesicht oder im Gesicht?"

Fritze: „In's Gesicht."

Lehrer: „Nein, das ist falsch. Wenn Du in den Wald gehst, und ein Zweig schlägt Dich, wohin schlägt er Dich, in's Gesicht oder im Gesicht?"

In's Gesicht war falsch, denkt Fritze und antwortet demgemäß: „Im Gesicht."

Lehrer: „Nein, das ist wieder falsch. Wo sitzt nur die Nase?"

Fritze schweigt verwirrt.

Lehrer: „Nun, Kinder, wer von Euch weiß, wo die Nase sitzt?"

Tiefes Schweigen.

Endlich erhebt sich der kecke Wilhelm und ruft:

„Ich weeß, Herr Lehrer, wo die Nase sitzt!"

Lehrer: „Nun, wo denn, mein Sohn?"

Wilhelm: „Ebbersch Maul!"

Wer ist schuld?

Frau Professor: „Karl, schon wieder hast Du Deinen Schirm stehen gelassen!" — Professor: „Ja, aber daran trägst nur Du die Schuld, warum giebst Du mir immer wieder einen mit!"

O schöne Rosenzeit!

Nun duftete's auf allen Wegen
Und strahlt in Zauberpracht,
Des Sommers reichster Segen
Aus tausend Blüthen lacht:
Was euch bedrücke und quäle, —
Verscheucht das graue Leid
Und singt aus voller Seele:
„O schöne Rosenzeit!" —

Sie ist ja so schnell entschwunden,
Bald zieht der Herbst in's Land;
Genießt die kurzen Stunden
Und wandert Hand in Hand
Dorthin, wo Nachtigallen
In Liebesseligkeit
Es jubelnd lassen erschallen:
„O schöne Rosenzeit!" —

Und wenn sich, in Treue verbunden,
Für's ganze Leben vereint,
Zwei Herzen zusammengefunden,
Am hellsten die Sonne scheint! —
Durchglüht von dem heiligsten Triebe,
Gern eines dem andern weiht
Die duftenden Blüthen der Liebe —
„O schöne Rosenzeit!" —

Solid.

Arzt: „Wenn Sie keinem Turnverein beitreten wollen, so treiben Sie eben etwas Zimmergymnastik." — Patient: „Geht nicht, das Haus wackelt zu stark."

Aus dem Examen.

„Das ist nun schon die dritte Frage, die Sie nicht beantworten können!" — „Lassen Sie mir nur etwas Zeit zum Nachdenken, Herr Professor!" — „Gerne ... Genügen Ihnen zwei — Semester?"

Protz.

Gutsbesitzer: „Der gestrige Regen hat mir einen Schaden von mindestens zweitausend Mark gemacht!" — Protz: „Nun, ist das was Rechtes? ... Das kostet's mich, wenn meine Frau nur weint!"

Rache.

Sagen Sie, Angeklagter, wie sind Sie denn dazu gekommen, diesen Herrn so jämmerlich zu verprügeln?" — „Ich habe erfahren, daß er der Verfasser des Liebesbriefstellers ist, durch den ich meine Frau bekommen!"

Von der Hofjagd.

Durchlaucht hat auf der Hasenjagd einen Schuß abgegeben. Eilfertig stürzt ein Lakai davon, um die erlegte Beute zu holen. — „Durchlaucht," rapportirt er, zurückgekehrt, „der Hase wagt ein Hammel zu sein!"

Schlau.

Mutter: „Fritzchen, willst Du lieber auf einem Esel reiten oder in den Circus gehen"? — Fritzchen: „Weißt Du Mama, da möcht ich schon am liebsten auf einem Esel in den Circus reiten.

Von woher!

Onkel: „Sag' mal, Gretchen, weißt Du, von wem der Ausspruch herrührt: „Die schönen Tage von Aranjuez sind nun zu Ende?" — Gretchen: „O ja, das hat Papa gesagt, als Mama von Franzensbad zurückkam."

Kindlich.

Mama (der durch's Telephon mit einem Herrn spricht, der stark stottert): „Papa, komm mal her, in dem Leitungsdraht muß wohl ein Knoten sein?!"

Schlagender Beweis.

Rekrut (im zoologischen Garten): „So, wenn jetzt der Unteroffizier hier vorbeikommt, stell' ich mich extra neben 's Kameel hin, damit er endlich einmal den Unterschied merkt."

Bei Protzens.

Sie: „Eduard, auf Deinem Schreibtische liegt immer so viel Papiergeld herum, Du mußt Dir einen Banknotenbeschwerer kaufen."

Der Spätaufsteher.

Dämmerschöppler (Nachmittags 5 Uhr zu einem Studenten). „Frühschoppen machen Sie wohl nicht?"
Student: „Das ist er ja."